



Katarina Junge

Mein lieber Freund und Kupferstecher



Schlamassel

Schlamassel, der jiddische Ausdruck für Unglück und auch bedrückende Sorgen, ist das Gegenstück zu Massel. Das wiederum bedeutet Glück. Beides liegt oft, wie jeder Mensch in seinem Leben feststellen kann, ganz nah beieinander. Schlamassel war seit jeher in der Familie Fey ein häufig und gern genutztes Wort. Man könnte natürlich sagen: „So ein Mist“ oder „Jetzt haben wir den Salat“. Aber man kann auch einfach sagen: „Schöner Schlamassel“ und weiter seinen finsternen Gedanken nachgehen.



Die Zeiten waren für die Menschen nicht leicht damals in den zwanziger Jahren. Manche von ihnen stürzten von Tag zu Tag mehr ins Unglück. Und als die Inflation 1923 ihren Höhepunkt erreichte, die Preise in schwindelerregende Höhen stiegen, ein Kilo Roggenbrot 3,6 Millionen Mark und eine Straßenbahnfahrt 150.000 Mark kostete, wusste so mancher nicht mehr, wie es weitergehen sollte. Und machte Schluss.

„Du Papa, da schwimmt wieder einer“, überbrachte Dietrich die düstere Entdeckung seinem Vater. Der Teltowkanal, der direkt hinter der Villa in der Goerzallee vorbeiführte, war für viele der bedauernswerten Menschen der letzte Ausweg. Die Fey-Söhne in ihrer unbeschwerten Kindheit konnten das Ausmaß der Verzweiflung vieler Menschen gar nicht nachvollziehen und empfanden jedes Mal eine Kindern eigene Sensationslust, wenn das Elend wieder jemanden in den Kanal getrieben hatte. Ihre Eltern dagegen reagierten ausgesprochen betroffen.

Die politische Lage in Berlin war brisant.



JOHANNES LÖPKE
BERLIN, WILHELMSTRASSE 101
Graphische Anstalt



Dietrich, Carli und Ernst (von rechts)

Die vielerorts herrschende soziale Not verbitterte und radikalisierte die Menschen. Der häufige Wechsel der Reichsregierungen tat ein Übriges. Die Republik wurde mehr und mehr von links- und rechtsextremistischen Gruppen erschüttert. Als aber am 9. November 1923 der Putschversuch eines gewissen Adolf Hitler niedergeschlagen worden war, schien die größte Gefahr für die Republik erst einmal abgewendet.

Die folgende Währungsreform normalisierte die wirtschaftliche und politische Lage einigermaßen. Die kulturelle Blüte der „Goldenen Zwanziger“ brachte Vater Ernst gut gefüllte Auftragsbücher und weiteren finanziellen Wohlstand. Es schien, als könne man in Deutschland aufatmen.

Mutter Else war auf dem Weg, sich weiter zu emanzipieren. Äußerlich wurde das sichtbar, als sie eines Tages mit einem in Berlin zu der Zeit angesagten „Bubikopf“ nach Hause kam. Sohn Dietrich fing gleich an zu heulen, weil er glaubte, sie wäre jetzt nicht mehr seine Mutter. Er war ganz verliebt in die geflochtenen „Schnecken“ gewesen, die sie vorher rechts und links am Kopf getragen hatte. Bubikopf hatten doch nur Emanzen.

Sohn Carli aber fand lobende Worte: „Du siehst fabelhaft aus“, bemerkte er bewundernd und Else atmete erleichtert auf: „Ach Junge“.

Dietrich, der solche Schmeicheleien seines Bruders auf den Tod nicht leiden konnte, sann auf Revanche bei nächster Gelegenheit.

Die übrigen Söhne und Ehemann Ernst versagten sich jeden Kommentar.

Nicht jedem in der Familie kam der wirtschaftliche Aufschwung zugute. Tante Marei, Elses Schwester, Käthe Kollwitz-Schülerin und Malerin, die bekanntermaßen ständig am

Hungertuch nagte, kam deshalb einmal in der Woche in die Goerzallee und begab sich schnellen Schrittes in Richtung Küche. Dort versorgte die Oma sie mit jeder Menge Lebensmitteln und ein paar Scheinen aus ihrer Privatschatulle. An die Tatsache, was würde, wenn „Oma nicht mehr werden sein“, mochte Marei am liebsten gar nicht denken. Ständig hangelte sie sich am Existenzminimum vorbei. Ihre Ehe mit einem Pianisten war glücklos zu Ende gegangen und ihre heiße Liebe zu einem Architekten namens Zirchner stand auch unter keinem guten Stern. Vor der geplanten Hochzeit kam der nämlich zu meinem Großvater und gestand, dass er zur Gründung einer Familie eine größere Summe Geldes bräuchte. Mein Großvater sagte, was er immer in solchen Fällen sagte: „Ich werde das mit meiner Frau besprechen.“ „Der ist wohl verrückt, der Kerl“, befand diese kategorisch, „der kriegt nicht einen Pfennig“. Somit platzte die Hochzeit. Tante Marei heulte fürchterlich und sah das ganze Leben als barbarischen Akt an.

Das Leben im Allgemeinen meinte es mit Marei bei weitem nicht so gut wie mit ihrer Schwester Else. Genau genommen kam sie aber auch deshalb auf keinen grünen Zweig, weil sie das Leben immer von seiner komplizierten Seite nahm.

Haderten wir als Kinder später ab und zu mit den Widrigkeiten des Landlebens oder fühlten wir uns einmal unverstanden, kommentierte unser Vater aufseufzend: „Wie Tante Marei“. Das wollten wir dann auch wieder nicht.

Die Bedenken der Oma, was würde, wenn sie ihre Wohltaten und ihre Fürsorge nicht mehr an alle Familienmitglieder verteilen konnte, kamen in erster Linie aus ihrer gutmütigen und fürsorglichen Art. Ihre Gedanken kreisten ständig um die Frage, wie sie ihren vier Enkelsöhnen Gutes tun konnte. An zweiter Stelle stand die Sorge um unseren Großvater und ihre Tochter Marei. Ihre Tochter Else hatte sie hingegen nicht so sehr in den

Kreis der Bedachten eingeschlossen. Nach Meinung der Oma konnte diese nämlich gut und gerne für sich allein sorgen. Außerdem fand sie die gelegentlichen Kontrollen des Haushaltsbuches durch Else lästig und pedantisch.

Außer einem schönen Zimmer mit Waschgelegenheit gehörte der Oma ein Abstellraum im zweiten Stockwerk der Goerzallee N° 5, den niemand außer ihr betreten durfte.

Die vier Jungs fanden das natürlich wahnsinnig spannend, aber selbst Hermann, für den eigentlich kein Schloss ein Hindernis bedeutete, musste hier kapitulieren. Die eisenbeschlagene Tür war und blieb verschlossen.

In dem Abstellraum befand sich aber statt eines ominösen Schatzes lediglich Omas Habe, die sie bei ihrer Flucht aus Posen, als die deutsche Bevölkerung nach dem ersten Weltkrieg vertrieben worden war, gerettet hatte: Schränke, Kommoden und unzählige Koffer mit allem möglichen Krimskrams, von dem Oma glaubte, ihn noch einmal gebrauchen zu können. An manchen Tagen hörte man sie in der Abstellkammer rumoren und vor sich hin brummeln. Danach war sie für den Rest des Tages nicht mehr zu gebrauchen und man konnte ihr deutlich anmerken, dass ihr die Sehnsucht an die alte Heimat schwer zu schaffen machte. Am nächsten Morgen allerdings war sie wieder ganz die alte. Immerhin hatte sie vor ihrer Flucht ihr Hotel noch gut verkaufen und sich mit den beiden Töchtern Else und Marei und Sohn Richard nach Danzig retten können.

Oma nahm selbstverständlich am Familienleben teil. Da ihr die gesamte Hauswirtschaft unterstand, war sie eine ganz wichtige Person.

Morgens ging sie auf dem Markt einkaufen und schleppte alles per Hand nach Hause. Allerdings hatte sie eine ganz merkwürdige Angewohnheit. Am letzten Gemüsestand klaute sie dann und wann einen Kohlkopf. Eigentlich benötigte sie

den gar nicht, betrachtet ihn aber als Wiedergutmachung für all das, um was man sie nach dem Krieg gebracht hatte. Das war ihre kleine Rache.

Was nun allerdings ein Berliner Gemüsehändler damit zu schaffen hatte, dass Posen wieder in polnische Hände gefallen war, konnte der Rest der Familie nicht nachvollziehen.

Trotz aller Bemühungen konnte man ihr dieses gefährliche Tun nicht abgewöhnen und hoffte inständig, dass sie nicht eines Tages in Begleitung eines Schupos nach Hause kommen würde.

Von Elses Bruder Richard wurde ungerne gesprochen. Wenn er in der Goerzallee auftauchte, was selten der Fall war, tischte er ständig große Geschichten auf: „Komme gerade aus Tempelhof, habe da ELLY BEINHORN kennengelernt. Wir sind noch kurz eine Runde geflogen und haben anschließend eine Menge Prominenter getroffen“. Lauter ausgedachtes Zeug gab Richard von sich und immer hatte es mit viel Prominenz zu tun. Irgendwie wirkte er leicht gestört, richtete aber weiter kein Unheil an. Eines Tages war er dann wie vom Erdboden verschwunden.

1929 hatte die Weltwirtschaftskrise auch Deutschland fest im Griff. Im Februar stieg die Arbeitslosenzahl in Berlin auf vierhundertfünzigtausend. Die Krise erfasste alle Gesellschaftsschichten und manch einer trennte sich notgedrungen von seinem Hab und Gut. Zu meinem Großvater kamen jetzt oft abends Kunsthändler oder Privatleute, die sich vorher telefonisch angemeldet hatten. Die boten dann geheimnisvoll in Wolldecken eingewickelte dunkle Bilder zum Kauf an. Manchmal erstand mein Großvater auch eines der alten Bilder. Vor den Alten Meistern hatte er die allergrößte Hochachtung. Seiner Meinung nach waren diese Maler die wahren Künstler.

Else ging regelmäßig auf Auktionen und ersteigerte dort Bilder und Antiquitäten. Werke der Maler Holbein, Dürer und andere MEISTER DER RENAISSANCE wurden angeboten, es war

hochinteressant. Die Prozedur war dann folgendermaßen: Sie nahm einen Mitarbeiter des Auktionshauses beiseite, damit dieser für sie nach ihren Instruktionen ersteigerte. Bekam sie den Zuschlag, blieb ihr Name unerwähnt. Mit der Zeit hatte sie nämlich ein „Händchen“ nicht nur für Wertpapiere, sondern auch für Kunstgegenstände entwickelt und wollte dies gern für sich allein nutzen.

Manchmal durfte Sohn Dietrich mitkommen. Er fand das alles kolossal. Anschließend ging Else mit ihm ganz schick essen. Hatte sie ein Schnäppchen gemacht, ging sie danach zum Schuhkauf. War sie nach zwanzig bis dreißig Paaren immer noch unentschlossen, verschwand die Verkäuferin und wurde durch eine andere ersetzt.

Dietrich litt.

„Völlig überreagiert“ fand Else das und verlangte das nächste Paar.

Die vier Söhne genossen ihre Kindheit. Im Winter wurde die Wiese am Teltowkanal unter Wasser gesetzt und eine erstklassige Eisbahn entstand. Die vier Brüder und die Lichterfelder Jugend konnten dort bis zum Dunkelwerden Schlittschuh laufen. Bei dieser Gelegenheit fiel Carli ein hübsches Mädchen auf. Ihre großen braunen Augen sahen ihm bewundernd zu, weil er schon richtige Kurven laufen konnte und im Gegensatz zu ihr sicher auf seinen Schlittschuhen stand. „Soll ich dir helfen, Kleine?“ fragte Carli großmütig, aber das Mädchen schüttelte seinen dunklen Pagenkopf und drehte sich wortlos um.

Irgendwo hatte er sie schon mal gesehen, ganz in der Nähe der Goerzallee, da erinnerte er sich genau. Aber als er sich dann mit seinen Brüdern an der Wiesenbaude, einer kleinen Bude für Würstchen und heißen Punsch am Ende der Goerzallee, traf, hatte er sie erst einmal vergessen. Es sollte eine ganze Weile dauern, bis er die Kleine wiedertraf. Dabei wohnte Ingeborg nur eine Straße weiter.

An der Wiesenbaude war Dietrich inzwischen schwer in Fahrt. Immer wieder fanden die Kinder an der Eisbahn Münzen, die den Schlittschuhläufern beim Sturz aus der Tasche gefallen waren. Dietrich machte seinen Brüdern klar, dass Gold wertvoller wäre als Silber. Er würde mit ihnen ihr Silbergeld gegen sein goldenes Geld tauschen.

Besonders Ernst leuchtete das ein. Klar, Gold war wertvoller!

Drei silberne Markstücke gegen drei Pfennigstücke, diese aus Messing, wechselten den Besitzer.

Carli grinste, sagte aber nichts. Sein Geld würde er auf keinen Fall mit Dietrich tauschen.

Und Hermännchen hörte gar nicht zu. Während seine Brüder verhandelten, starrte er fasziniert auf einen monströsen Weihnachtsmann auf dem Elchschlitten, der zur Dekoration auf der Theke der Wiesenbaude stand. Mit ein paar technischen Ergänzungen könnte dies unter Umständen eine eindrucksvolle Leselampe für die Oma werden. Damit könnte er seine Brüder schlagen beim Wettbewerb um das spektakulärste Weihnachtsgeschenk. Da war er sich sicher.

Sorgfältig legte er seine Geldmünzen auf die Theke und stapfte, beseelt von seiner Idee, mit dem frisch erworbenen Elchschlitten samt Weihnachtsmann durch den Schnee nach Hause.

Bis Dezember 1932 stieg die Arbeitslosenzahl in der Stadt auf sechshundertdreißigtausend an. Berlins Straßen waren Schauplatz zunehmender gewalttätiger Auseinandersetzungen zwischen links- und rechtsextremistischen Gruppen mit zahlreichen Toten und Verletzten.

Bei den Reichstagswahlen am 6. November 1932 wurde die NSDAP mit 33,1 Prozent stärkste Fraktion. In Berlin erreichte sie einen Stimmanteil von 25,9 Prozent.

Und das war ja nun wirklich ein ganz schöner Schlamassel.